

Martin Puchner
DIE SPRACHE DER VAGABUNDEN

Martin Puchner

DIE
SPRACHE
DER
VAGABUNDEN

Eine Geschichte des Rotwelsch
und das Geheimnis meiner Familie

Aus dem Englischen
von Matthias Fienbork

Siedler

Die Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel *The Language of Thieves*
bei W.W. Norton & Company, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2020 by Martin Puchner

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2021

Siedler Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Veröffentlicht nach Vereinbarung mit dem Autor,
vertreten durch BAROR INTERNATIONAL, INC.,
Armonk, New York, U.S.A.

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München,
nach einer Vorlage von Dan Mogford

Umschlagabbildung: © Getty Images/Keystone Features/Stringer

Satz: Leingärtner, Nabburg

Repro: Reproline mediateam, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8275-0149-3

www.siedler-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Meinem Vater zum Gedenken

Inhalt

Einleitung: Sprachspiele	9
1 Tarnnamen	19
2 Das Buch der fahrenden Bettler	37
3 Ein Bild kommt zum Vorschein	49
4 Das Rotwelsch-Erbe	65
5 Der König der Vagabunden	89
6 Der Bauer und der Richter	111
7 Ein Dachboden in Prag	133
8 Als Jesus Rotwelsch sprach	147
9 Fellöfchespra für Erwachsene	163
10 Geschichte eines Archivars	175
11 Anklage in Hikels-Mokum	193

12	Der fehlerhafte Sternenbanner	211
13	Dein Großvater wäre stolz auf dich	227
14	Rotwelsch in Amerika	237
15	Das Gelächter des Jenischen	253
	Danksagung	263
	Anmerkungen	267
	Register	277
	Bildnachweis	283

Einleitung

Sprachspiele

Sie kamen aus dem Nichts, seltsame Gestalten, Säcke über der Schulter, in langen Mänteln, die ihre ursprüngliche Farbe verloren hatten. Wenn es regnete, stanken sie und wurden von meiner Mutter nicht hereingelassen. »Ich weiß, was ihr wollt. Einen Moment, ich bin gleich wieder da.« Ich blieb in der Nähe der Eingangstür und hörte Geklapper aus der Küche, wo meine Mutter belegte Brote schmierte, viel Butter und Aufschnitt, sie wusste, was ihnen schmeckte. Mit einem Teller und einem Glas Wasser kehrte sie zurück. »Bitte!« Sie blieb auf der Schwelle stehen, als wollte sie das Haus bewachen, und versuchte, ein Gespräch mit den Männern zu führen. Doch die starrten nur auf ihre Brote und wichen ihrem Blick aus. Ich verstand sie kaum, weil sie einen fremden Dialekt sprachen und Wörter benutzten, die ich noch nie gehört hatte. Wenn die Männer fertig waren, nahm meine Mutter den leeren Teller entgegen und schloss die Tür, erleichtert, dass alles vorbei war. Ich lief zum Fenster, um noch einen letzten Blick von den Männern zu erhaschen, bevor sie im nächsten Moment verschwunden waren.

»Was sind das für Leute?«

»Sie haben kein Zuhause. Sie bekommen bei uns etwas zu essen.«

Nun ja, das hatte ich gesehen. Aber ich wollte wissen, warum sie kein Zuhause hatten, warum sie bei uns etwas zu essen bekamen und warum sie eine so eigentümliche Sprache sprachen.

Das war im Nürnberg der frühen Siebziger. Wir wohnten in einem kleinen Reihenhaus, in einem ruhigen Viertel. Die meisten Häuser stammten aus den Fünfzigern, denn die Stadt war im Krieg weitgehend zerstört und dann rasch und planlos wiederaufgebaut worden. Trotz Burg und Altstadt war Nürnberg eine Industriestadt mit einer großen Arbeiterschaft, zu der inzwischen auch Arbeitsmigranten aus Italien, Griechenland und der Türkei zählten. Einige wohnten auf der anderen Seite eines Parks in der Nähe, und nachdem ein paar ältere Jungen mich verprügelt hatten (es war nichts Ernstes), bat mich meine Mutter, den Umgang mit diesen Kindern zu meiden und mich nicht allzu weit von unserer Wohngegend zu entfernen.

Wie kam es, dass diese mysteriösen Männer, wie von unsichtbarer Hand geleitet, den Weg zu unserem Haus fanden? Später brachte mir mein Vater einige Worte ihrer Sprache bei. *Stinker* stand für Scheune, *Schul* für Gefängnis, und die Sprache hieß Rotwelsch. Welsch? Gab es ein Welschland? Und warum Rot? Waren es Kommunisten? Das Ganze klang, als hätte sich ein Kobold einen Spaß gemacht und mit Wörtern herumgespielt und sie verfremdet. Ich fragte meinen Vater, denn ich ahnte, dass er mir mehr über diese Männer und ihre Sprache würde erzählen können. »Es sind Reisende«, sagte er. Ich verstand nicht. »Wo reisen sie denn hin?« »Sie sind Landfahrer, auf der Flucht nach nirgendwo.« Eine sonderbare Erklärung, die sich mir in ihrer Rätselhaftigkeit aber einprägte.

Mein Onkel fand heraus, warum diese Leute regelmäßig bei uns vor der Tür standen, denn er entdeckte ein in den Grundstein eingeritztes Zeichen, ein eingekreistes Kreuz. Dieses Zeichen, sagte er, bedeutet, dass man hier etwas zu essen bekommt. Es gebe Dutzende solcher Zeichen. Ein Hammer bedeutet, dass man für Arbeit Essen bekommt, eine Katze, dass dort eine alleinstehende alte Frau wohnt. Senkrechte Striche warnten vor Polizisten, die einen in die *Schule* steckten.

Ich war fasziniert. Zu meinem großen Bedauern konnte ich noch nicht lesen und schreiben, und wegen meiner Legasthenie erwarb ich diese Fähigkeit auch erst mit knapp neun Jahren. Meine »E«s schauten nach links, meine »L«s standen auf dem Kopf, ich verwechselte einzelne Buchstaben, und wenn ich etwas lesen wollte, flitzten meine Augen hin und her bei dem Versuch, die Wörter in der richtigen Weise anzuordnen. Es war hoffnungslos.

Doch nun zeigte mir mein Onkel Zeichen, die ich ohne Mühe entziffern konnte. Er spürte mein Interesse, malte diese Zeichen auf ein Blatt Papier und brachte mir ein gutes Dutzend bei.



*Wappenzinken des M.H., der hier
am 22. Dezember 1832 vorbeikam
mit zwei Männern (die beiden senkrechten Striche)
und drei Frauen oder Kindern (drei Kreise),
der Pfeil zeigt die Richtung an.*

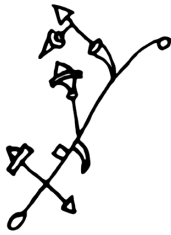
Ich lernte, dass Fahrende diese Zeichen aus Solidarität hinterließen, um einander darüber zu informieren, wo man willkommen war und wo nicht. Es waren praktische Wegweiser. Es gab andere, kompliziertere Zeichen von Fahrenden, die auf diese Weise eine persönliche Signatur hinterließen und von ihren Vorhaben berichteten.¹

Für mich erzählten diese Zeichen von einem fahrenden Volk, das sich im Verborgenen bewegte. Neben unserer Welt mit Häusern und Kindergärten (und dem Alphabet) existierte eine zweite Welt, bevölkert von Menschen der Straße, ohne Häuser und Kindergärten, in der völlig anders gesprochen und geschrieben wurde.

Diese Zeichen, sogenannte »Zinken« (abgeleitet aus lat. *signum*), verwandelten die Welt, meine Welt, in ein Labyrinth aus geheimnisvollen Symbolen – und in ein Rätsel, das ich lösen wollte, wie ein leidenschaftlicher Schatzsucher. Es wurde eine Obsession.

Ich weiß nicht, ob meine Mutter die Zinken an unserem Haus entfernte, denn wir zogen bald weg und ließen die Fahrenden zurück. In unserer neuen Straße sah ich nur einmal einen Fahrenden, einen Scherenschleifer. Ich lief sofort in die Küche und schnappte mir ein paar Messer, ging schüchtern auf den Mann zu, gab ihm die Messer und probierte ein paar Rotwelsch-Wörter aus. Der Scherenschleifer sah mich fragend an und nuschte etwas. »Er hat mich nicht verstanden«, beschwerte ich mich später. »War wohl ein Zigeuner«, sagte meine Mutter. »Die sprechen eine andere Sprache und bleiben unter sich.« Sie war verärgert wegen des Betrags, den der Mann verlangt hatte, während ich darüber nachdachte, dass das mit den Fahrenden immer komplizierter wurde – verschiedene Gruppen, verschiedene Zeichen, verschiedene Sprachen,

und je mehr ich lernte, desto größer wurde meine Verwirrung. Mein Onkel zeigte mir einmal einen Zinken, mit dem der Fahrende allen Eingeweihten verriet, dass er vier Sprachen sprach. Ein anderer hatte einen Zinken in Form eines Papageis gezeichnet, um mit seinem Sprachtalent anzugeben.²



Ein Bildhändler, der vier Sprachen spricht.



Zinken eines redegewandten Gauners.

Später, während meines Linguistikstudiums, schien mir, dass mit diesen Zeichen alles Schreiben begann, dass ihnen das Grundbedürfnis des Menschen zugrunde lag, sich zu verewigen, Spuren zu hinterlassen, denen Wissende folgen konnten.

Für ein Gespräch mit dem Scherenschleifer reichte mein Rotwelsch zwar nicht, aber meine Freunde konnte ich durchaus beeindrucken. Ich behauptete, dass sie Rotwelsch sprächen, ohne es zu wissen. Denn von meinem Onkel hatte ich auch gelernt, dass Rotwelsch auf das Deutsche abgefärbt hatte. Sein Lieblingsbeispiel war der Ausdruck »Saure-Gurken-Zeit«, den ich nicht verstand.³ Was mochten eingelegte Gurken, die so gut schmeckten, mit einer wirtschaftlichen Flaute zu tun haben?

Bei allen Bekannten probierte ich meine »Du sprichst Rotwelsch«-Masche aus, ganz begeistert, dass ich Zugang zu einer

geheimen Informationsquelle hatte. Mein Lieblingsausdruck war *einen Hasen machen* (»weglaufen«), ein Bild, das den Witz dieser Sprache sehr schön zum Ausdruck brachte. Auch deswegen fand ich Rotwelsch so faszinierend: Es klang weltklug, ein wenig zynisch, misstrauisch gegenüber grandiosen Ideen und falschen Worten. Rotwelsch-Sprecher wussten, dass das Leben hart war und ihr Überleben davon abhing, ein verblichenes Zeichen lesen zu können und dann eiligst die Flucht anzutreten. In der Sprache kam eine ganze Lebensart zum Ausdruck.

Mir war klar, dass wir nicht zur Welt der Fahrenden gehörten. Wir waren eine ganz normale bürgerliche Familie, meine Mutter war Volksschullehrerin, mein Vater Architekt. Aber ich hatte das Gefühl, dass mich das Rotwelsche mit der Straße und der Welt der Fahrenden verband, von der niemand sonst etwas wusste, keiner meiner Freunde oder der Freunde meiner Eltern. Sie bemerkten nicht die Geheimzeichen am Straßenrand oder an abgelegenen Bauernhöfen, und sie kannten auch keine Rotwelsch-Ausdrücke – abgesehen von denen, die sie unwissentlich verwendeten. Für mich wurde Rotwelsch unser spezielles Geheimnis. Alle Familien haben ihre eigene Sprache, die Außenstehende nicht verstehen. Unsere Geheimsprache war Rotwelsch.



Hauptquelle allen Wissens über das Rotwelsche war mein Onkel Günter. Er wohnte in München, in einer großen Schwabinger Altbauwohnung, in der mitten im Flur eine Schaukel hing. Die Wohnung wies noch Spuren jener Zeit auf, in der mein Onkel und mein Vater dort in den Sechzigern in einer Art WG gelebt hatten. Es muss ein einziges Kommen und Gehen gewesen sein, nie war klar, wer dort richtig wohnte

oder nur für eine Nacht oder einen Monat, Bart tragende Schriftsteller, Grafikdesigner und Gewohnheitstrinker in Cordhose und bunt kariertem Hemd.

Zum Zeitpunkt meiner Geburt wohnten nur noch Onkel Günter und seine Familie dort. Am interessantesten fand ich, neben der Schaukel, das Arbeitszimmer meines Onkels. Allerlei Musikinstrumente hingen an der Wand, Lauten, alte Violinen und Bratschen, hohe Bücherregale waren vollgestopft mit merkwürdigen Nachschlagewerken und Druckschriften. Hauptattraktion war ein von ihm konstruiertes Gestell mit Glasplatte, auf die er Bücher legte, die er dann im Liegen lesen konnte. Ich sehe ihn noch heute, wie er mit seinem roten Rauschebart auf der Couch liegt und seine Erfindung vorführt. Immer war süßer Tabakgeruch im Zimmer, vielleicht wegen der Wasserpfeife, die auf einem Buchregal stand, dazu der Geruch von Pfeifentabak und Zigarillos, die mein Vater gern rauchte.

In diesem Zimmer fanden sich ungewöhnliche Wörterbücher und obskure linguistische Abhandlungen, alte Bücher, die abweisend und zugleich verlockend aussahen. Ihnen verdankte mein Onkel seine Rotwelsch-Kenntnisse. Es war ein mysteriöser Ort, die Quelle all dessen, was an unserer Familie so besonders war, und ihrer eigentümlichen Beziehung zu Fahrenden, die ziellos durch die Welt zogen.



Als ich zwölf war, starb mein Onkel an einem Aneurysma. Ich stellte mir vor, wie er auf seiner Couch lag, über sich ein Rotwelsch-Buch in dem Lesegestell. Er war noch keine fünfzig, sein Tod kam völlig überraschend, die Familie war durch-

einander. Aufgeschnappten Gesprächsfetzen konnte ich entnehmen, dass er offenbar nicht in seinem Arbeitszimmer gestorben war, wie ich angenommen hatte, sondern dass er ausgezogen war und woanders gewohnt hatte. Es gab finanzielle Probleme, Erbschaftsprobleme. Mir oder meinem jüngeren Bruder wurde nichts erklärt. Wir waren eine Familie, in der viel geredet wurde, eine gastfreundliche Familie. Meine Eltern gaben regelmäßig Partys und veranstalteten häusliche Konzertabende. Immer hatten wir Besuch, und ich konnte so viele Freunde einladen, wie ich wollte. Doch über schwierige Dinge wurde bei uns zu Hause nicht geredet, stattdessen spielten wir Rotwelsch-Spiele.

Nach dem Tod meines Onkels wollte niemand mehr Rotwelsch spielen. Vielleicht war es zu schmerzhaft, weil es mit seinem Lebensweg und den undurchsichtigen Umständen seines Todes zu tun hatte. Ich selbst war in der Pubertät, andere Dinge beschäftigten mich. Und so trat diese geheimnisvolle und witzige Sprache in den Hintergrund, ein eigenwilliges Hobby, das uns eine Zeitlang in seinen Bann geschlagen hatte.

Aber irgendwie kam mir das Rotwelsche nicht abhanden, und im Rückblick muss ich sagen, dass mich diese Sprache stärker geprägt hat, als mir seinerzeit bewusst war. Sie stimmte mich ein auf die Unterwelt von Wörtern, auf die Umwege von Sprachen. Ich wurde vertrauter mit dem Rotwelschen und erkannte, dass diese Sprache seit dem Mittelalter in Konflikte über Migration und nationale Identität verwickelt war. Nach meiner Auswanderung in die Vereinigten Staaten stellte ich fest, dass mir die Sprache mitsamt ihrer Geschichte in die Neue Welt gefolgt war.

Das größte Rätsel aber war die Frage, woher die seltsame Verbindung zwischen meiner Familie und dieser Geheimsprache

rührte. Bald sollte ich herausfinden, dass nicht nur mein Onkel und mein Vater, sondern auch mein Großvater sich intensiv mit dem Rotwelschen beschäftigt hatte. Bei den Recherchen zu dieser Geschichte stieß ich auf Familiengeheimnisse und Ausreden, auf historische Schuld und Versuche, sich dieser Schuld zu stellen.

Tarnnamen

Zwanzig Jahre nach meiner Einführung in das Rotwelsche saß ich in der Widener Library der Harvard University. Für jemanden wie mich war diese Bibliothek ein Paradies, weil sie so gut wie jedes Buch enthielt, das je geschrieben worden ist. »Enthielt« ist nicht ganz das richtige Wort. Ich habe gelernt, auf Sprache zu achten, Dinge genau zu benennen. Im Fall der Widener Library ist es so, dass das Gebäude nicht die Bücher enthält, sondern dass die Bücher, sechs Millionen an der Zahl, das Gebäude stützen. Bis unter die Decke reichen die Regale, sie sind Gewicht und tragende Wand zugleich. Sie verhindern, dass das ganze Gebäude einstürzt.

Nie hätte ich gedacht, dass mein Weg mich dorthin führen würde. In der Schule hatte ich Französisch, Latein und Englisch gelernt, das übliche Angebot, an der Universität war Griechisch hinzugekommen, und während eines Studienjahrs in Bologna hatte ich Italienisch gelernt. Nicht dass ich besonders sprachbegabt war – ich war guter Durchschnitt –, es war eher so, dass Sprachen das Einzige waren, was mich wirklich interessierte. Sprachen eröffneten mir neue, bis dahin verschlossene Welten,

und mir war nur vage bewusst, dass dieses Interesse mit den rätselhaften Figuren zu tun hatte, die mit ihren Zinken und ihrer Geheimsprache vor unserem Haus aufgetaucht waren. Was ich in gewisser Weise von ihnen gelernt hatte: Durch Sprache vermitteln wir unsere Gedanken nicht nur, wir können sie auch verbergen. Gemeinschaften verwenden eigene Codes und sorgen dafür, dass Außenstehende diesen Code nicht verstehen.

Es war schon spät geworden. Ich konnte mich nicht recht auf meine Lektüre konzentrieren, musste immer wieder an die Bibliothek und ihre riesigen Bestände denken. Und auf einmal kam mir die Idee, im Katalog nach meinem Großvater zu suchen. Er war Bibliothekar und Historiker gewesen, spezialisiert auf Namenforschung. Er hatte sich auch für Familiengeschichte begeistert und in seiner Freizeit die Spuren unserer Familie über die Jahrhunderte bis zu einem süddeutschen Bauernhof namens Puchhof zurückverfolgt. Das war seine Methode: Namen von bestimmten Orten herzuleiten. Zeit seines Lebens hatte er Beziehungen zwischen Wörtern und Landschaften hergestellt und verfolgt, wie Menschen die Erde in Besitz genommen hatten, indem sie ihr einen Namen gegeben hatten. Das war sein Spezialgebiet, das ich immer etwas komisch und doch irgendwie faszinierend gefunden hatte.

Ich habe ihn vor allem als Rentner in Erinnerung, der Pfeife rauchend in seinem Sessel sitzt und manchmal mit seinem Gehstock meine Großmutter herumkommandiert, mehr aus Spaß, denn in Wahrheit war sie es, die damals das Sagen hatte. Wir lachten oft über ihn, was er meist humorvoll aufnahm. Sein Stock und das schlimme Bein waren das Ergebnis einer Kriegsverletzung, bei jedem Wetterumschwung schmerzte die Wunde. Ich stellte mir vor, dass ein Granatsplitter in seinem

Bein steckte, ein Stück Krieg, wie eine Botschaft aus der Vergangenheit, die in ihm war und sich nicht entfernen ließ.

Meine Großeltern wohnten in einem Vorort von München, in einem Haus inmitten eines Gartens voller Pflaumenbäume. Im Herbst pflückten wir Pflaumen, Großmutter backte zimtduftenden Kuchen, und die verbliebenen Früchte fielen herunter und lockten Scharen von Wespen an. Am Pflücken beteiligte sich die ganze Familie, mehrere Cousins und Tante Roswitha, die jüngere Schwester meines Vaters, während Großvater auf der Terrasse saß und uns zufrieden zusah.

Ob es in der Widener Library eines seiner Werke gab? Ich schaute im Katalog nach, in dem Saal mit den Karteikästen (die wenig später durch Computer ersetzt wurden). Puchner, Karl Puchner. Da stand sein Name, und eines Tages würde dort auch mein Name stehen. Ich wurde ins Untergeschoss geschickt, gelangte durch einen Tunnel in eine Kellerbibliothek, und von dort ging es per Aufzug noch ein Stockwerk tiefer, in eine kleine Bibliothek mit der Bezeichnung Pusey 3. Der Raum war leer und still, hier wurden alte Kirchenbücher und andere Dokumente verwahrt, die vielleicht nicht dem Tageslicht ausgesetzt werden sollten.

Und hier fand ich die Dissertation meines Großvaters aus dem Jahr 1932, eine Arbeit über Schutzheilige von Klöstern in einer süddeutschen Diözese.¹ Es war im Wesentlichen eine Aufzählung von Klöstern, mit einer knappen Darstellung, wann das jeweilige Haus seinen Schutzpatron angenommen hatte. Auch der heilige Martin war darunter, wie ich leicht amüsiert bemerkte. In anderen Arbeiten meines Großvaters ging es um ähnliche Themen – mittelalterliche Handschriften, Geschichten namhafter Familien und Klöster. Im Anhang seiner Dissertation stieß ich auch auf einen kurzen Lebenslauf, in

dem es hieß, dass er in Nürnberg als Sohn eines kleinen Angestellten geboren wurde, nach dem Besuch der Oberschule ein Lehramtsstudium in den Fächern Geschichte, Geographie und Deutsch absolvierte und anschließend seine Dissertation schrieb.

Selbst im Vergleich zu der obskuren Literatur, mit der ich mich in meinem Studium beschäftigte, waren seine Arbeiten ziemlich dröge. Ich war enttäuscht. Was hatte ich erwartet? Wahrscheinlich etwas, das mir mehr von ihm erzählt, ein wenig von seiner Persönlichkeit vermittelt hätte. Vielleicht entsprach aber genau das seiner Persönlichkeit – trockene historische Studien verfassen, Dokumente bewahren, anhand derer künftige Historiker die Vergangenheit würden rekonstruieren können.

Ich sah mich noch etwas um und fand einen Artikel von ihm, der in einer Zeitschrift erschienen war. Beim Durchblättern stieß ich überraschenderweise auf das Wort *Rotwelsch*. Mir war nicht klar gewesen, dass mein Großvater sich ebenfalls für diese Sprache interessiert hatte. Waren seine Söhne, mein Vater und Onkel Günter, von ihm angeregt worden?

Ich beschloss, mir den Artikel mit der Überschrift »Familiennamen als Rassemerkmal«² genauer anzusehen. Ich begann zu lesen, erst neugierig, dann immer schneller, zunehmend irritiert. Meinem Großvater bereitete Sorge, dass man aus Namen nicht eindeutig auf »völkische Zugehörigkeit« schließen könne. Manche klangen jüdisch, aber der Namensträger war Arier. Andererseits konnte ein Name durch und durch deutsch klingen, wurde aber von einer jüdischen Familie geführt. Ein großes Problem. Zum Glück wusste mein Großvater eine Lösung, die gut zu seinem Spezialgebiet passte. Er empfahl, dass Sprachforscher wie er zwischen jüdisch klingenden deutschen

Namen und deutsch klingenden jüdischen Namen unterscheiden sollten. Bei diesem Vorhaben, das ihm für die Zukunft Deutschlands unverzichtbar erschien, wollte er gern mitarbeiten.

Fieberhaft versuchte ich, mich an alles zu erinnern, was ich von meinem Großvater wusste. Die Arbeiten zu Familiennamen und Familiengeschichte, die so unverdächtig angemutet hatten, nahmen einen anderen Charakter an, wenn man sie mit Rassefragen verknüpfte. Hatten die Nazis nicht genau das praktiziert? Musste nicht jeder Deutsche Ahnenforschung betreiben und hoffen, dass in seiner Familie kein Tropfen jüdischen Bluts war? Auf der Rückseite der Zeitschrift bemerkte ich Anzeigen für »Bücher und Hilfsmittel für den Familienforscher«, darunter eine »Anleitung zur Ahnentafelforschung«, eine »Deutsche Namenskunde«, und ein Buch mit dem Titel *Biologischer Wille. Wege und Ziele biologischer Arbeit im neuen Reich*. Jedermann musste einen sogenannten Ahnenpass vorlegen, in dem die Abstammung über mindestens zwei Generationen beglaubigt nachgewiesen wurde. Namen und Rasse – ein wichtiges Thema im Deutschland des Jahres 1934, genau die richtige Zeit, eine Karriere als Namensforscher zu beginnen.

Ich zwang mich, den Artikel langsamer zu lesen. Die Frakturschrift, in der er gesetzt war, bereitete mir etwas Mühe. Dem Vorwort entnahm ich, dass der Artikel auf einem Vortrag beruhte. Trotz des hasserfüllten Tons konnte sich mein Großvater in dem Thema aus. Offensichtlich hatte er sich schon lange mit jüdischen Namen beschäftigt.

Namen, schrieb er, trügen die ganze Geschichte von Völkern und Bevölkerungen in sich. Ortsnamen, sein Spezialgebiet, enthielten Informationen darüber, wer durch eine Region gekommen war und ihr einen Namen gegeben hatte.

Und nun stellte er fest, dass Personennamen darüber informierten, wo ihre Träger gelebt hatten. Es war seine alte Methode, Namen mit Orten zu verknüpfen, nur diesmal andersherum.

Lange Zeit gründeten jüdische Namen auf der Bibel, doch aufgrund der wechsellvollen Geschichte des Vorderen Orients nahmen Juden bald auch nicht-hebräische Namen an. Mein Großvater erwähnte griechische Namen, das Resultat der Eroberungszüge von Alexander dem Großen, in deren Gefolge Griechisch zur Lingua franca der Region geworden war. Meist hängten Juden (und viele Nicht-Juden) der Einfachheit halber den Vatersnamen an den Vornamen an. Nur die Nachfahren der Leviten und der Priesterkaste verwendeten Familiennamen wie etwa Levi oder Cohn.

Die jüdischen Migranten, die im Frühmittelalter nach Deutschland kamen, verwendeten auch deutsche Namen. Mein Großvater zitierte Ortsnamen und wies darauf hin, dass man anhand dieser Namen die Siedlungsgebiete von Juden in Deutschland zurückverfolgen könne. Nur sehr wenige jüdische Namen verwiesen auf Ortschaften in Norddeutschland, weil Juden sich dort lange Zeit nicht hatten niederlassen dürfen. Eine große Häufigkeit sei entlang des Rheins festzustellen, weil Flüsse schon immer Handelswege gewesen seien, aber auch in der Umgebung von Nürnberg – allerdings nicht in Nürnberg selbst, weil Juden von 1499 bis 1806 innerhalb der Stadtmauern nicht einmal übernachten durften. Dagegen war Frankfurt am Main eines der Zentren jüdischer Ansiedlung, was daran zu sehen war, dass viele Juden den Namen Frankfurter angenommen hatten. Es wurden sogar Namen verwendet, die auf einzelne Gebäude in der Stadt verwiesen. Da Häuser anfänglich keine Hausnummern hatten, wurden sie nach

besonderen Merkmalen bezeichnet, wie etwa das Haus »Zum roten Schild«, in dem die Rothschilds wohnten. Anderen Namen lagen Berufsbezeichnungen zugrunde, besonders von Handeltreibenden.

Die wichtigste Neuerung kam im achtzehnten Jahrhundert, als Juden im Zuge der Aufklärung die Bürgerrechte verliehen wurden. Den Anfang machte Kaiser Joseph II., ein Freund Voltaires, des großen Philosophen der Aufklärung. Juden mussten, um aus Sicht des Staates gleichberechtigte Bürger zu sein, feste Familiennamen annehmen. So kam es zu den ungewöhnlichen Namen aschkenasischer Juden, die oft von Pflanzen (Rosenzweig), Schmuck (Goldblatt) und anderen kuriosen Objekten abgeleitet sind. Andere europäische Staaten folgten dem Beispiel, bis 1845 sogar in Russland Juden als gleichberechtigte Untertanen des Zaren anerkannt wurden.

Mein Großvater sprach keineswegs neutral über diese jüdische Siedlungsgeschichte, von alttestamentarischen Zeiten über das Exil bis zum Toleranzedikt. Die Judenemanzipation (»die sogenannte Judenbefreiung«) bezeichnete er als »verhängnisvoll«, da sie zur »Verjudung« (Lieblingsswort von Hitler) Deutschlands geführt habe.³

Wenn mein Großvater die Judenemanzipation als größten Fehler der Geschichte bezeichnete, so gab es für ihn als Namenforscher doch einen Aspekt, den er amüsant fand. Kaiser Joseph II. hatte durch Erlasse bestimmt, welche Namen von Juden angenommen werden durften. Nicht erlaubt waren biblische Namen, Ortsnamen oder solche Namen, die auf Berufsbezeichnungen zurückgingen, weil es davon schon zu viele gab. Die neuen Namen sollten einzigartig sein, sodass man die betreffende Person leichter würde identifizieren können.

Die Zuweisung neuer Namen oblag den kaiserlichen Beamten. Mein Großvater merkte an, dass manche Namen zwar wohlklingend waren, andere aber, von niederen Beamten zugewiesen, bewusst lächerlich und beleidigend (etwa »Mist« oder »Galgenstrick«). Einige Juden konnten sich durch Bestechung etwas bessere Namen sichern, aber der Rest hatte kein Glück. Die zugewiesenen Namen drückten den grausamen Humor der Beamten aus. Militärbeamte hätten Namen wie »Ladstockschwinger« oder »Schießpulverbestandteil« verfügt. Mein Großvater sprach von Soldatenwitz und dürfte dabei geschmunzelt haben. Ich konnte mir seine ebenfalls lachenden Zuhörer vorstellen. Er deutete an, dass es Namen gebe, die er in guter Gesellschaft nicht erwähnen würde, womit er wahrscheinlich für noch mehr Heiterkeit und zustimmendes Nicken sorgte.

So amüsan das alles auch sein mochte, für meinen Großvater war dieses Thema nicht zum Lachen. Das Problem war, dass so viele Juden inzwischen deutsche Namen trugen, dass man einen deutschen nicht von einem jüdischen unterscheiden konnte. Vor der behördlich verfügten Neuordnung jüdischer Namen hatten Juden oft den Namen der Stadt angenommen, in der sie lebten, aber das traf auch für Deutsche zu. Gewiss, bei Namen von Städten mit einer bedeutenden jüdischen Gemeinde konnte man auf eine jüdische Abstammung schließen. Frankfurter war fast immer ein jüdischer Name, während Nürnberger fast immer ein deutscher Name war. Doch völlige Sicherheit gab es nie. Selbst bei alttestamentarischen Namen konnte man nicht ganz sicher sein, ob der Träger Jude war, weil auch viele Deutsche solche Namen trugen – selbst Salomon und Israel konnten, wie mein Großvater anmerkte, Namen von Deutschen sein. Also: ein großes Durcheinander. Wir müssen vorsichtig sein, ermahnte mein Groß-

vater seine Zuhörer immer wieder. Man könne in dieser Angelegenheit nicht vorsichtig genug sein. Juden hätten mit ihrer »staunenswerten« Anpassungsfähigkeit Namen ihres »Gastvolks« angenommen, im Grunde aber hielten sie an ihren alten Gebräuchen fest.

Man müsse, sagte mein Großvater, nicht nur von einem Wirrwarr, sondern von gezielter Täuschung sprechen. Die Juden hätten bewusst christlich klingende Namen angenommen. Mein Großvater sprach in diesem Zusammenhang von »Tarnnamen«,⁴ und ein Beispiel, das ihm sofort einfiel, war »der Jude Karl Marx«, dessen Name auf den deutschen Vornamen Max zurückging. Auch stellte mein Großvater anderswo fest, dass viele Marxisten Juden seien. (Dass Karl Marx denselben Vornamen hatte wie er, dürfte ihm nicht gefallen haben.) Was meinen Großvater aber wirklich wurmte, waren Fälle, wo besonders wohlklingende deutsche Namen zwecks Tarnung missbraucht wurden. Als empörendes Beispiel führte er »Siegfried« an, einen Namen, der um die Jahrhundertwende ein sehr beliebter jüdischer Vorname war.

In diesem Zusammenhang wandte sich mein Großvater dem Thema Sprache zu. Jiddisch, sagte er, die hebräisch geprägte Variante des Deutschen, die von jüdischen Siedlern gesprochen wurde, sei eine Mischung aus Hebräisch und Deutsch »und, wie jede artfremde Mischung, widerlich«. Eine Sprachmischung fand mein Großvater allerdings noch abscheulicher als das Jiddische, und das war Rotwelsch.

Das übrigens teilweise die Schwankung in der jüdischen Namensgebung stark kriminell war, lässt ein Durchblättern einschlägiger Gerichtsakten deutlich erkennen. Man weiß ja, dass teilweise das Judentum engstens mit dem Gaunertum verbunden war. Das

sogenannte Rotwelsch ist so eine Mischung von Deutsch, Hebräisch und Zigeunerisch. Leider hat sogar unsere Umgangssprache manche Wörter dieser trüben Quelle entnommen, die hebräischen Ursprungs sind, wie schummeln, Tinef, Kaff, schofel, Moos für Geld und ähnliche Wörter. Die Mitglieder von Gaunerbanden führten nun selbstverständlich keine festen Namen, um sich dem Zugriff der Gerichte leichter entziehen zu können. So fand sich in einem Gerichtsakt über die Vernehmung einer über 200 Mann zählenden Gaunerbande nicht ein einziger fester Name.⁵

Diese Passage war einigermaßen konfus. Es gab keinen logischen Zusammenhang zwischen den Sätzen, nur Unterstellungen. Mitglieder von Gaunerbanden hatten keine festen Namen. Im Laufe ihrer Geschichte hatten Juden neue Namen angenommen. Also waren Juden Gauner. Nun ja. (Und die angeführten Wörter waren auch nicht durchweg hebräischen Ursprungs.)

Aber das Schockierendste für mich war, dass in dieser wirren Tirade alles steckte, was mich am Rotwelschen so fasziniert hatte, die Geheimnamen, der Sprachmix, ja sogar die Tatsache, dass Rotwelsch-Ausdrücke den Weg zurück ins Deutsche gefunden hatten, sodass Deutsche sie verwendeten, ohne sich dessen bewusst zu sein. Für mich war das nichts Schlimmes. Es war genau das, was mein Onkel und mein Vater über das Rotwelsche erzählt hatten. Doch nun behauptete mein Großvater unter Verweis auf diese Merkmale, dass alle Juden Verbrecher seien.

Für seine Liste von Rotwelsch-Ausdrücken, die wieder ins Deutsche zurückgefunden hatten, nahm er nur Wörter, die mit Unehrllichkeit (*schummeln* und *schofel*) und Widerlichem (*Tinef*) assoziiert waren. Warum nahm er nicht die Wörter und